

Hinrich Lühmann

**Zwang und Panik -
Überlegungen zur Erinnerungsnot**

Herr M. - um die vierzig Jahre alt - litt daran, dass er Wörter vergaß. Namen und Begriffe kamen ihm abhanden. Das Besondere war nicht, dass er vergaß, sondern dass er daran litt und in extreme Angst geriet. Dem Vergessen sind wir alle unterworfen; es kann uns ärgern, doch wir wissen, das Vergessene wird sich, wohlverwahrt und letztlich nicht verloren, sobald es ihm genehm ist, wieder in Erinnerung bringen.

Solche Gelassenheit war Herrn M. unmöglich. Er stand unter dem Zwang, das Verlorene wiederzuerlangen - nicht irgendwann einmal, sondern sofort, Aufschub ausgeschlossen. Er verließ dann angstgepeinigt seinen Arbeitsplatz, fuhr in Bibliotheken, wälzte Lexika, marterte sich durch Vergegenwärtigung aller Umstände, die irgend zum verlorenen Wort in Verbindung standen, bis er es, wie er sagte: *wieder zur Welt* gebracht hatte. War dies nicht sogleich möglich, steigerte sich seine Angst zur Panik; er fürchtete verrückt zu werden und gab nicht nur das Wort verloren, sondern mit ihm auch seinen Verstand. Er fühlte sich dann einer Ohnmacht nahe; er sprach vom *Wegbleiben* der Wörter und setzte es mit dem Wegbleiben des

Bewusstseins während einer Ohnmacht gleich. Er beschrieb diese Angst als Vorboten eines Vernichtungsgefühl. Er sagte: „Hätte ich Klaustrophobie oder Angst vor schwarzen Hunden - das wäre lästig genug, aber Fahrstühle könnte ich meiden und könnte, kommt ein Köter, die Straßenseite wechseln. Dem Wörtervergessen entkomme ich nicht - es sitzt in meinem Schädel.“ Allerdings war es ihm bisher immer gelungen, sich zu retten. Entweder wurde in der höchsten Not das verschwundene Wort gleichsam herausgepresst oder es gelang ihm durch Ablenkung dem Zwang zu entkommen.

Er hatte Vorsichtsmaßnahmen entwickelt. Notwendig war das Vermeiden von Situationen, in denen die Notwendigkeit sich zu erinnern sich ergeben könnte.

„Immer wenn ich fürchten muss, dass sich mir die Fragen der folgenden Art stellen könnten: *Wie nennt man das - Wie heißt die Person*, dann biege ich gleichsam ab, weiche auf ungefährliche Themen aus, damit ich mir die Antwort nicht geben muss.“ Sicherer war eine andere Maßnahme, die dadurch begünstigt wurde, dass sich eine feste Gruppe von Wörtern herausgebildet hatte, die immer wieder vergessen wurden. Andere Wörter, die er vergessen hatte, zogen, waren sie wieder erinnert, seine Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich. Diese aber konservierte er auf einer Liste. Von dieser Liste gab es Kopien. Ein Exemplar führte er mit sich, ein zweites lag auf seinem Schreibtisch, ein drittes

im Safe bei Bekannten. Die Liste war überschaubar; im Grunde blieb es bei einem festen Stamm von etwa 25 Wörtern, einzelne wurden gestrichen, wenn Herr M. sich ihrer wieder sicher glaubte, gelegentlich kamen neue hinzu. Er hatte sie zu memorieren versucht und konnte sie dann auch eine Zeit lang abrufen. Aber nach wenigen Tagen war jede Sicherheit der Erinnerung wieder geschwunden.

War Herr M. nicht in Erinnerungsnot, konnte ihn Vergewisserungslust überfallen: er prüfte, ob sein Gedächtnis wieder funktionierte, und suchte bewusst nach jenen Wörtern, die auf seiner Liste standen, oder riskierte Erinnerungsausflüge in riskante Bereiche, wo zu erwarten war, dass ihn sein Gedächtnis im Stich lassen würde. Zum Beispiel begann er über seine Schulzeit nachzudenken und rekapitulierte die Namen seiner Klassenkameraden. Das Risiko war beherrschbar - notfalls, so sagte er sich, würde er sich an seine alte Schule wenden und die Klassenliste anfordern.

Die Angst des Analysanten war also nicht an die *Anwesenheit* „bedrohlicher“ Wörter gebunden, was uns leicht bei Kindern begegnet, die bereits auf die Wörter „Werwolf“ oder „Hexe“ mit Angst reagieren mögen (und nicht erst, wenn sie eine bebilderte Geschichte dazu hören, lesen oder sehen). Hier war es anders: die Angst beruhte auf der *Abwesenheit* der Wörter. Diese hatten für ihn, waren sie wieder präsent, keinerlei Schrecken.

Am häufigsten kreisten seine Erinnerungskämpfe um die Wörter: „Sulfonamide“ und „Ammoniak“. Er assoziierte *Onanie*, den Namen einer engen Verwandten *Monika*, den Geruch des Urins, er erinnerte sich an große Übelkeit nach der Einnahme von Sulfonamiden.

Im Alter von zwei Jahren und noch einmal, als er vier Jahre alt war, hing das Leben von Herrn M. an einem dünnen Faden; mehrere Monate verbrachte er in Krankenhäusern; zeitweise bestand ein Besuchsverbot, das auch für die Mutter galt, die er damals selten und nur durch eine Glasscheibe sah.

Ein Zusammenhang dieser wohl traumatischen Erfahrung mit der Erinnerungsnot des Analysanten ist angesichts der schmalen Grundlagen nur als Vermutung zu konstruieren. Vielleicht hat Herr M. diese Erfahrung drohenden Verlustes eines Liebesobjektes, nämlich seiner Mutter, auf Wortobjekte übertragen. Indiz für einen solche Übertragung blieb das Medikament „Sulfonamide“, das in einer Zeit, in der Penicillin rar war, sein Leben gerettet hat; dass er ohne Sulfonamide gestorben wäre, ist ihm gesagt worden. Das Ausbleiben dieses Wortes für etwas, das ihn am Leben hielt, in der Gegenwart wiederholt das Ausbleiben der Mutter in der Vergangenheit. Die Wörter entziehen sich - so wie sich das Liebesobjekt Mutter entzogen hat. (Eine kindliche Verschleifung von ...*nami*... in *Sulfonamide* zu *Mami* analog der Verschleifung zu *Onanie*

in den Assoziationen der Analyse liegt nahe, wurde aber nicht ausgesprochen.)

Von hier wäre die Angst zu verstehen, wenn Wörter ihm nicht gehorchen, „wegbleiben“ wie die Mutter. Von hier verstehen wir die drohende Ohnmacht, eine „Wegbleiben“, wie er sagte, wenn er ohne Macht über die abwesende Wörter zu sein glaubt. Wir verstehen das Ringen und Kämpfen, um sie wieder in seine Gewalt zu bringen. Das mühsame, immer gelingende Wiedergewinnen des Wortes unter höchster Angst entspräche der damals nach langem Warten erfolgten Wiederkehr der Mutter. Es ist anzunehmen, dass die Wiedersehensfreude das Ziel ist, das er in der Vergewisserungslust wieder erreichen möchte. Er erinnerte sich auch, dass er in den beengten Nachkriegszuständen zwar auf einer Isolierstation lag, dass im selben Gebäude auch eine Gebärstation untergebracht war, auf der seine Mutter dann, um dem Sohn näher zu sein, als Putzfrau Arbeit nahm. Dies mag seine Sprache vom Herauspressen und vom Wieder-zur-Welt-Bringen der Wörter grundiert haben.

Dies ist die Skizze einer Deutung, die nach und nach in der Analyse zur Sprache kam. Für eine weitere Aufklärung der verwickelten Beziehungen, die zwischen diesen Wörtern und einem Trauma bestehen mögen, fehlt weiteres Material. Der Analysant bestätigte die Deutung nicht. Seine Erinnerungsnot blieb bestehen, verlor sich aber im letzten

Jahr der Analyse zusammen mit der Milderung seiner zwangsneurotischen Symptome.

Das Verständnis dieses Falles ist an Schranken gestoßen, die in der Analyse nicht aufzuheben waren, er bietet aber Hinweise auf eine Konstellation, in der Angst auftritt. Warum es insbesondere die Wörter der Liste sind, die vergessen werden, kann nur vermutet werden; eine solche Vermutung ist hier entwickelt worden. Warum ihre Abwesenheit auch Angst bereitet, die zur Panik führt, kann aus dieser Wiederholung der traumatischen Situation abgeleitet werden. Ich schlage nun vor, seine Angst auch aus dem aktuellen Geschehen, dem Sich-Entziehen der Wörter, abzuleiten und nicht allein aus dem, womit sie lebensgeschichtlich verbunden sein mögen. Dass Herr M. überhaupt ihrer gewiss sein, sie zur Verfügung halten wollte, gehörte zu den Symptomen seiner Neurose. Wenn sie nicht gelang, kam es zur Angst.

Bei Herrn M. war das Denken hoch besetzt, und zwar als ein ordnendes, arrangierendes, festlegendes Denken. Er gebärdete sich als sein Tyrann, der gleichsam neben ihm stand, es beobachtete, überschaute und in jedem Element begreifen und regulieren wollte. Er musste seine Aufmerksamkeit wie einen Scheinwerfer auf jeden einzelnen Gedanken richten, ihn gleichsam aufrufen, um sich dann dem nächsten zuzuwenden.

Damit dies möglich ist, musste für ihn die Sprache wie ein Schlagwortkatalog organisiert sein, ein Lexikon, das aus Oberbegriffen besteht, dem in fester Definition weitere Bedeutungen zuzuordnen sind. Wörter fasste er als Zeichen auf - als seien sie nur Träger eines endlichen Denotats. Er versuchte über das Netz des Symbolischen mit seinen ihm ganz eigenen Kohärenzen ein Gitter von ihm definierter Beziehungen zu setzen, als dessen Konstrukteur er agierte. So konnte er einen kontrollierbaren Zusammenhang definierter Bedeutungen herstellen. Sein Berufsfeld war die Verwaltung ausgearbeiteten Wissens und eines Wissens, das sich aus der Permutation bekannter Kenntnisse sicher erschließen lässt.

Das, was man so freie Assoziation nennt, war ihm lange ein Greuel. Er konnte sich nur schwer seinen Einfällen, ihren Zusammenhängen, ihrer Bewegung überlassen. In der Analyse reizte jede Deutung, die er nicht auf einer von ihm bestimmten Sinnstätte wieder festmachen konnte, eine Argumentationswut, der schwer zu widerstehen war. Im Sozialen machte er alles, um es begreifen zu können, das vor allem, was an das nicht zu begreifende Begehren anderer gemahnte, zum Zeichen, um daraus Sinn zu lesen und die Aktionen der anderen zu verstehen. Mit seiner Erklärungswut vermochte er seine Mitmenschen durchaus zu erwischen; dann nämlich, wenn er mit seiner geschärften Aufmerksamkeit für Zeichen die Signale von

Körpersprache und Intonation festlegend übersetzte. Damit geriet er aber auch ins Absurde - zum Beispiel las er die Tatsache, dass eine Frau, die ihn interessierte, in ihrem grünen Auto vorfuhr, sehr ernsthaft als ein Zeichen dafür, dass sie ihm gewogen sei - war doch grün seine Lieblingsfarbe; unerheblich, dass sie diesen Wagen schon seit Jahren besaß. Dass - er arbeitete an einer Universität - Bücher von ihr an bestimmter Stelle ins Regal eingestellt worden waren, war wiederum ein Zeichen an ihn, dass er sie lesen solle - unerheblich war, dass von ihm dieselbe Aktion anderer als aggressiver Akt übersetzt wurde. Auch seine Neigung, die sozialen Beziehungen einem Kommentar zu unterwerfen, sich in Streit, Aggression und Unterwerfung mit seinen Nebenmenschen zu tummeln, hatte ihren Grund in seinem Sinnfixierungsbedürfnis: ist das Duell doch immerhin eine regulierte, begreifbare und beschreibbare Form des Sozialen und ein Mittel, das Angst machende Begehren der anderen zu kanalisieren und zu vereindeutigen.

Nun ist es aber so, dass solche Maßnahmen der Sinnkontrolle, wie sie Herr M. kultivierte, nur bis zu einem gewissen Grade wirksam sein können. Seine voraussuresche Hoffnung, man könne die Wörter auf ein Denotat festlegen, scheiterte an der Natur der Sprache.

Unser Sprechen verfehlt von Wort zu Wort eine endliche und abschließende Bedeutung. Mit jeder Schlinge, die wir

auswerfen, einen Sinn zu fixieren, öffnen wir unsere Rede zu neuen Beziehungen. Indem wir reden, sind wir daneben. Aber weil wir verfehlen, weil ein fixierter Sinn sich entzieht, reden wir weiter. Herr M. wurde durch das Wörtervergessen damit konfrontiert, dass es eine *Adaequatio rei* nicht gibt.

Mag sein, dass Angst ihn bereits dort befiel, wo er dem Gleiten der Signifikanten ausgesetzt war, wenn er auf er auf etwas traf, was nicht abschließbar ist und was ihn mitzunehmen drohte. Dieser Angst sollte das kontrollierte Denken steuern. Vielleicht können wir sein Begehren auch als ein Spiel mit dem Grauensvollen erfassen, ein Genießen der Not, immer wieder den sinnschließenden Ausdruck zu finden und zu halten.

Entzog sich aber das schließende und besiegelnde Wort, war er mit der Wahrheit unserer Existenz als Sprechwesen konfrontiert. Das vergessene Wort vertritt als abwesendes eben nicht diesen oder jenen Sinn, der zu ihm in einem irgendwie gearteten Verhältnis stünde, sondern stieß ihn mit der Nase darauf, dass ein fester Sinn eben nicht zu haben ist. Und angewiesen auf die Sinnseite des Denkens hakte er hier fest. Es scheint, dass in dieser Situation ihm alle Wörter gefährliche, haltlose Wörter waren - wenn eines versagt hat, warum sollten die anderen dann gewisser sein. Nichts war schlimmer, als in dieser Situation überhaupt zu denken. Die Angst würde dann exponentiell

steigen. Immobilisiert stand er vor einem Riss der Welt und wusste nicht weiter. Es scheint, dass er dadurch radikal in ein Feld geriet, wo ihm nunmehr *jedes* Wort fehlte und jede Möglichkeit der Symbolisierung. Mit anderen Worten: das punktuelle Versagen hebelte den gesamten Mechanismus der Symbolisierung aus.

Wer scio sagt, ergo sum, wer sich von der Beherrschung des Wissens her definiert, der ist nicht mehr, wenn ihm sein Wissen schwindet; dann ist auch kein cogito mehr möglich und kein Sein. Ist einem das Symbolische aus scharf definierten Signifikanten zusammengesetzt, so bedeutet ein Nicht-bezeichnen-Können, dass das Subjekt, das in seinem Denkbewegungszwang das eigentlich den Signifikanten eigene Gleiten auf sich genommen hat, dass es als Stillgestelltes ihre Verbindung nicht mehr aufrecht erhalten kann. Damit werden die Elemente disparat, sind ohne Zusammenhang, das Gebäude zerfällt. Die Hilflosigkeit ist das Erfahren der Unregierbarkeit der Signifikanten.

Haben wir damit etwas Grundsätzliches über die Panik erfahren? Wenn es in der Panik um den Zusammenbruch des Symbolischen geht, dann freilich ist der das Symbolische regieren wollende Zwangsneurotiker für diesen Zusammenbruch besonders disponiert.

Von der Annahme her, die Panik sei an ein zeitweises Zusammenbrechen des Symbolischen gebunden, will ich noch einen Schritt weitergehen.

Die sie erlitten haben, schildern sie als eine Überwältigung - nicht durch dieses oder jenes Bedrohliche, sondern durch ein Unnennbares: es gibt weder Wort noch Bild, das den „Gegenstand“ der panischen Angst zu repräsentieren vermöchte. Von diesem Erlittenen ist nur zu sagen, dass es unwiderstehlich ist, eine ungeheure Macht und Kraft, die das Subjekt überrollt, eine Überflutung, eine Invasion.

Wenn der Mensch des Symbolischen beraubt ist, hält ihn nichts mehr, hält ihn auch nichts mehr zusammen. Er ist dann nur noch etwas von Körper, aber nicht mehr der Sprachkörper, der unserem Leib Struktur gibt, und auch nicht imaginäre Gestalt, die als umgrenztes Bild ohne das haltende Symbolische nicht mehr bestehen kann. Ist es dieses Etwas-von-Körper-Sein, Nur-Körper, der in der Panik erfahren wird?

Das weist auf den unsprachlichen Teil unserer Existenz hin, und von ihm nehme ich an, dass ihm das Subjekt in der Panik ausgeliefert ist, ihn ungefiltert und unstrukturiert wahrnimmt. Keineswegs Erinnerung an ein reales Trauma, das der Geburt, zum Beispiel, sondern stets lauerndes Substrat unserer Existenz, das dann zum Vorschein kommt, wenn zerreißt, wenn für einen Moment aussetzt, was uns als Sprechwesen ausmacht,

Erfährt das panische Subjekt das Leben, das uns lebt, dem wir ausgeliefert sind, dessen Teil wir sind? Pure Propagation, Werden, Vergehen und wieder Werden, das durch den Bocksgott Pan nicht schlecht repräsentiert ist? Vielleicht also ist Panik dies: Dass wir im Zusammenbruch des Symbolischen halt- und gestaltlos in das Organische stürzen, in das Leben, das wir zu allererst, noch vor der Sprache sind. Zu denken ist an den Traum von Irmas Injektion, wo die nekrotischen Stellen und das weibliche Genitale zusammengebracht werden, bevor der Träumer durch ein Symbolisches, die Formel des Trimethylamin, gerettet wird.

In der Filmwelt der Gegenwart sind mit Dracula, mit Zombies und Lemuren Figuren entworfen, die die Grenze von Tod und Leben, Sterben und Wiederauferstehen im Wortsinn „verkörpern“. Der Film erlaubt, mit ihnen zu spielen und in Grauen zu wandeln, was, wäre es „real“, uns in Panik stürzen müsste. Es geht aber nicht darum, dass uns hier Schreckensfiguren vor Augen gestellt werden, sondern darum, dass diese Schreckensfiguren das sind, was wir auch sind: als körperliches Geschehen, als Werden und Vergehen; reine Lebenskraft vor allem Symbolischen. Am energischsten findet sie sich verkörpert in jenen Science fiction Filmen wo alles Symbolische, das uns „o ja, bis an die Sterne weit“ getragen hat, zusammenzubrechen droht vor dem Leben der aus Ei und Schleim hervorgekrochenen

Biester. Von hier unsere Furcht und unser Ekel vor allem wimmelnden Getier. Und von hier der ganze Aufwand im Symbolischen, der der Strukturierung des Geschlechtlichen dient.

Dies könnte ein anderes Licht auf die Frage der Todesangst werfen, die ja gemeinhin mit „Panik“ verbunden wird. Die Todesangst ist nicht die Angst vor dem biologischen Tod, über den das Unbewusste nichts wissen kann, sondern ist Angst vor dem Leben, dem wir ausgeliefert sind, wenn wir in dem ersterben, was uns zu Menschen macht. Ein Tod auch dies, aber nicht der biologische, sondern der Todes des Sprechwesens Mensch. Diesen können wir sehr wohl fürchten und erleiden, während jener in der Tat ganz außer uns ist. So dass ich zu sagen wage, die Angst der Panik ist keine Todesangst, sondern Lebensangst.